

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 153

Bojen, den 7. Juli 1929

3. Jahrg

## Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse  
von Wilhelmine Fleck.

(13 Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

IX.

Wie ein seidenes Zelt steht der Sommerhimmel über der blauen Ostsee, und die Sonne blitzt fröhlich auf den Rämmen der Bogen, die an Gotlands Küste schlagen. Es klingt, als fängen sie ein Lied von der Lust, der Pracht und der Leppigkeit des Lebens, das jene Stadt erfüllte, die zum Märchen des ganzen Nordens geworden war. Die Mauern Wisbys sind trotziger als die Mauern der Königin der Hanse, von achtundvierzig Türmen bewehrt, und neben ihren ragenden Gotteshäusern erscheinen die Kirchen Lübecks gering an Zahl. Die Altäre glänzen von Gold und Silber, von edlen Steinen, daß den Fremden die Augen übergehen. Ei, sind die Gotländer so fromm, daß sie achtzehn Kirchen bedürfen? Vielleicht. Vielleicht aber haben sie besondere Ursache, den Himmel zu versöhnen; denn das Leben braust und schäumt in der reichen Stadt, und es gibt keine Lust, der sie nicht Befriedigung böte. Die Straßen sind erfüllt von Harfenton und Becherklang. Schöne Dirnen lächeln, Seide rauscht, Gold und Silber blinkt selbst da, wo man in anderen Städten gewöhnt ist, nur Zinn zu sehen. Wie die große Bühlerin der Apokalypse liegt die Stadt da, lodend im Sonnenlicht. Das Meer wimmelt von Segeln, die von allen Küsten dem Hafen Wisbys zustreben. Auch an dänischen Roggen fehlt es nicht, und die reichen, seefahrenden Kaufleute finden gefällige Aufnahme in den goldstrotzenden Häusern der großen Handelsherren. Die Mädchen von Wisby sind prächtig geschmückt mit Juwelen, Stirnreifen und Ketten, aber ihre Ohren sind der Schmeichelei zugänglich, und ihre Hoffart wünscht sich noch immer kostlicheren Zierat. Und unter den dänischen Kaufleuten ist einer, der ganz anders daherkommt, als Kaufleute sonst wohl zu tun pflegen. Sagte er, er sei einer der Großen des Königs, so würde man es ihm ohne weiteres glauben. Hochgewachsen und schlant ist er, sonst wahrlich weder jung noch schön. Doch das tut nichts. Etwas unbeschreiblich Zwingendes liegt im Blick seiner graugrünen Augen. Wenn er etwas befiehlt, so würde kein Mensch Ungehorsam wagen. Wenn er um Liebe bittet, so gibt man sich ihm; man würde sie ihm auch geben ohne den Schmuck, den er verschwenderisch bietet; — des Goldschmieds von Wisby Tochter hat keinen Willen mehr außer dem seinen.

Der hochgewachsene dänische Kaufmann ist entzückt von der Pracht Wisbys. Er sieht sie zum erstenmal und nimmt an allem Anteil. Alles möchte er wissen. Auch über die Befestigung der Stadt. Ist sie wirklich so stark, wie es von der See her scheint? Er kann sich das gar nicht denken. — Des Goldschmieds Tochter von Wisby weiß mancherlei. Sie hat oft dabei gegessen, wenn die Ratmannen bei ihrem Vater Schmuck für ihre Frauen und Töchter erhandelten und dabei die Angelegenheiten der Stadt erörterten. „Oh, Wisby ist stark wie der hürrnne Siegfried.“ „Aber es hat auch gleich ihm eine verwundbare Stelle?“ Sie spielt mit ihren Zöpfen, lächelt, ziert sich. „Wo ist die Stelle? Sag mir's, Herzliebchen.“ „Der Vater sagt, es sei ein Geheimnis, auch solle der schwache Zingel bald verstärkt werden.“

„Sag' mir's dennoch, Herzliebchen. Bin ja kein Krieger, bin ja nur ein friedlicher Kaufmann“, sagt er lächelnd und sieht so sanft aus. „Sag mir's.“ Dann küßt er sie, und sein

Ruß löscht in ihrem Hirn alles aus, dessen sie sich erinnern sollte. Und an einem sonnigen Tage lustwandelt sie mit ihm vor das einzige Tor, das Belagerern nicht würde standhalten können. Der Kaufmann tut, als sei ihm die Sache jetzt eigentlich schon langweilig geworden, und während er gleichgültig die Mauer überblickt, schaut das Mädchen zur Nikolai-Kirche empor, deren Giebel die zwei berühmten Karfunkelsteine zieren, das Wahrzeichen Wisbys. Das Sonnenlicht fängt sich in ihnen und läßt sie rot erstrahlen. Täglich tut es das, und doch ist's, als hätten sie noch nie so feurig geleuchtet. Sehen sie nicht aus wie Blutlachen? Die eben noch spiegelglatte See fängt an, sich zu kräuseln, es ist, als ob Schatten darüber hinkämen. Ein Säusen ist plötzlich in der Luft, ein Pfeifen, ein seufzendes Zischen. Das Mädchen bleibt stehen, und ihr rosiges Gesicht erblaßt.

„Was hast du, Herzliebchen?“

„Hör nur!“

„Ich höre nichts als den Wind, der sich aufmacht.“

Sie schüttelt den Kopf, kann nicht beschreiben, was sie hört, aber es schnürt ihr die Brust zusammen. Von fern, fern her klingt es, fast wie das Achzen starker Männer, wie das Jammern von Weibern. „Mir ist angst“, stammelt sie.

Er lacht; ein scharfes, klangloses Lachen. „Bist ein Inselkind und kennst die Stimme des Windes nicht?“

Immer blasser wird sie. „Ich mußte an den Tod denken. Mir war, als hätt' er mich gestreift.“

Wieder lacht er. „Ich denke nie an den Tod. Es genügt mir vollauf, daß er meiner nicht vergißt. Nur Pfaffen und alte Weiber jaulen von ihm, und du bist das schönste Mädchen der Insel. Was ist alles Gold des reichen Wisby gegen das Gold auf deinem Köpfchen?“ Er faßt eine ihrer langen Flechten und läßt sie in der Sonne gleißen. Da lächelt sie geschmeichelt, aber als ihr Blick noch einmal schein die Nikolai-Kirche streift, erschauert sie, denn noch immer leuchten die Karfunkelsteine im Giebel wie Blut.

Und seltsam, der rote Schein tanzt immer noch vor ihren Augen, als sie mit ihrem hochgewachsenen ältlichen Liebster in die bunte und strahlende Stadt zurückkehrt.

Wie aufgeschreckte Vögel, alle Segel gesetzt, flogen die Roggen der Hanse den Heimathäfen zu, und der Schreden flog mit ihnen, denn ungeheuerlich war die Kunde, die sie brachten; zuerst nach Greifswald, wo gerade die Sendeboten der wendischen und preussischen Städte zu einer Tagfahrt versammelt waren. Waldemar Atterdag hatte Wisby überfallen, das reiche Wisby; es geplündert, wie Knaben ein Vogelnest plündern. Ein einziger Tag hatte den Glanz der köstlichen Stadt zunichte gemacht. Vergeblich hatten die Glocken von achtzehn Kirchen die Not über die See geschrien. Vergebens hatten die im Reichtum verweichlichten Handelsherren gegen die Kriegsgewohnten Dänen zu den Waffen gegriffen. In ihr Todesröcheln mischte sich das Kreischen der Frauen, denen man das Gold und die edlen Steine von Hals und Armen riß, deren Häuser man ausleerte. Aus den Kellern schleppte man die Fässer und füllte sie randvoll mit Kostbarkeiten. Über den üppigen Markt floß das Blut der Bürger; über die Altarstufen das Blut der Priester; — und dann ward's still in der unseligen Stadt, durch die nur noch Verstärkte, Arme, Schreckverwirrte schlichen. Wisby war tot, nie würde es sich wieder erheben. Aus dem Giebel der Nikolai-Kirche hatte man die hellen Karfunkelsteine herausgebroschen. Wie tote Augen starkten die leeren Höhlen den abziehenden Dänenkogen nach; so schwer beladen, daß der



Nach die Hände in die Tiefe zu ziehen drohte. Vom  
Wahrheitsschiff aber sang trunkenes Jauchzen.

„Mit Rentnern wogen die Goten das Gold.  
Sie spielten mit Edelsteinen —“

— — — Nie würden sie es wieder tun.

## X.

„Unsere Reise nach Kopenhagen hätten wir uns sparen  
sönnen. Dies ist der Krieg. Von nun an werden wir mit  
König Waldemar nicht mehr durch Sendeboten und Perga-  
mente, sondern durch Wäppner und Burfmaschinen verhan-  
deln“, sprach Herr Barthel Smiterlöw auf der Tagfahrt zu  
Stralsund, und nicht einer war da, der ihm widersprochen  
hätte.

Die Augen drohten, die Fäuste ballten sich. Oh, man würde  
es Waldemar schon zeigen, was es bedeuete, ein Mitglied der  
Hanse zu verlegen. Und der Größe der Untat würde die  
Rache entsprechen.

Wild bäumte sich der beleidigte Stolz auf, und nicht eher  
würde die Wunde, die ihm geschlagen war, aufhören zu  
brennen, als bis das Blut der Feinde sie gekühlt hatte. Fortan  
glich die Hanse einem Bienenschwarm, den ein vorwühiger  
Knabe mit einem Steinwurf aufgestört hat. Die Gereizten  
eiferten zum Rachezug. Von den wendischen Städten, die  
von den Fängen des räuberischen Seeadlers am meisten be-  
droht waren, gingen Sendeboten aus, erhoben den Kriegs-  
zoll und drängten zu Rüstungen, und hinter ihnen her hallten die  
Töne des ausbrechenden Krieges. Die Boten trugen ihren  
Börsen an den Hof der holsteinischen Grafen und fanden willig-  
es Gehör bei diesen ältesten Feinden der Dänen. Sie zogen  
weiter zu den nordischen Königen. Zum erstenmal im Leben  
regte sich der faule Magnus von Schweden. „Erst Schonen  
genommen, dann Gotland geplündert, Ihr Heiligen, wo sollte  
denn das hinaus? Wahrhaftig, man würde sich rühnen, An-  
strengungen machen müssen, wollte man nicht eines Tages  
diesen Waldemar vor den Toren Stockholms sehen.“ Und  
hinter dem faulen König standen die Reichsräte, bereit, die  
lössigen Worte ihres unzuverlässigen Herrn wahrzumachen.  
Man versprach Roggen, Wäppner und Proviant, und wohl  
konnten die Sendeboten befriedigt die Rückreise antreten,  
trugen sie doch den Vertrag eines Bündnisses mit den Kö-  
nigen in der Tasche. — So hüte dich, Seeadler; hüte dich,  
Waldemar Akerdag! — — —

Nie zuvor hatte Johann Wittenborgs Wesen in so reicher  
Blüte gestanden, nie hatte seine fürstliche Schönheit so sieg-  
haft geleuchtet. Wenn er im Rat sprach, zu beschleunigten  
Rüstungen trieb, wenn die gerechte Entrüstung, die sein Herz  
erfüllte, ihm auf die Zunge trat, glich er einer lodernden  
Fiamme. Er sprach, wie von Visionen fortgerissen, mehr wie  
ein Dichter als wie ein süßlicher Bürgermeister; nie hatte der  
Ratsaal, dieser Ort aller klugen Bedächtigkeit, ähnliche  
Worte vernommen.

Seltzam feierlich und stolz war ihm zu Sinn. Dies würde  
der erste große Krieg seines Lebens sein, und berauschend war  
der Gedanke, als Schicksalswalter mitzuwirken am Los kom-  
mender Geschlechter.

Förmlich väterlich empfand er den Bürgern gegenüber,  
die jetzt eifriger als je ihre Rappen vor ihm zogen. Noch  
immer, wo er sich zeigte, folgten ihm die Kinder, und noch  
nie war sein schönes Auge so freundlich wie jetzt über die  
blonden Dirnlein hingeglitten, wenn sie ihm ihr „Gruß Euch,  
hochgebietender Herr!“ zuriefen.

Die Sitzungen zogen sich oft bis in die Nacht hinein, immer  
wieder ritten Boten vors Rathaus, brachten Roggen wichtige  
Briefe. Vorratshäuser und Schiffe mußten besichtigt, Waffen  
geprüft werden, und gerade dies fiel alles Johann zu, denn  
Herrn Hermann Gallin, der zeit lebens ein Freund des roten  
Weins gewesen war, plagte sehr zur Unzeit die Gicht; nur  
mühsam machte er den Weg zum Rathaus.

Trotz allem, was auf ihm lastete, ermöglichte Johann es  
eines Tages, in die Braunstraße zu Hinrich Paternostermaker  
zu gehen. In all der hegenden Unruhe hatte ihn ein plötz-  
liches Verlangen nach dem alten Freund gepackt. Er traf  
den Häretiker in eine Schrift des mystischen Meisters Eecard  
von Straßburg vertieft.

„Nun, das muß ich sagen, die Welt brennt, und du sitzt  
hier und steckst die Nase in Pergament!“

Paternostermaker schaute auf wie jemand, der sich aus Jam-  
melsfernen mühsam auf die gemeine Erde zurückfindet.

„Es stünde besser um die Menschen, wenn recht viele von  
ihnen auf den gottgefälligen Wegen des Meisters Eecard  
wandelten. Sitz' nieder, Johann. Wie geht's dir? Was  
treibst du? Doch die Frage ist müßig. Ich weiß, daß ihr  
geschäftig seid, den Rassen der Apokalypse den Zaum abzu-  
nehmen.“

„Ja“, sagte der junge Bürgermeister. „Verhandeln und  
Dreinschlagen, alles hat seine Zeit, und jetzt ist die Zeit zum  
Dreinschlagen gekommen, damit nicht freche Gewalttat immer  
frecher ihr Haupt erhebe und endlich uns alle verschlinge. So  
haben wir denn in voller Einhelligkeit den Krieg gegen Wal-  
demar beschlossen.“

„Wir?“ fragte der Häretiker scharf. „Wer ist das?“  
„Nun, die Bürgermeister und Ratmannen sämtlicher Hanse-  
städte; wer sonst?“

„Das heißt, ein paar Duzend Geschlechterherren verfügen  
über Blut und Leben von Zehntausenden von Bürgern?  
Siehst du jetzt endlich ein, Johann, daß es eine Ungerechtig-  
keit ist, die Zünfte auszuschließen vom Rat?“

„Die Zünfte würden alle unserer Meinung gewesen sein.  
Ich habe nicht einen Handwerksmeister gesprochen, dem nicht  
die Fäuste zuden, um auf die räuberischen Dänen loszu-  
schlagen. Im übrigen magst du recht haben, doch ist jetzt  
nicht die Zeit, von Aenderungen in der Ratsverfassung zu  
reden.“

„Jetzt nicht“, sagte Paternostermaker bitter. „Es wird nie  
die Zeit sein. Außer, wenn's zu spät ist.“

„Du weißt, daß ich nicht taub bin gegen die Billigkeit  
deiner Forderungen. Auch hab' ich vertraulich zu Herrn Her-  
mann Gallin und zu Ratmannen, die mir nahe stehen, dar-  
über gesprochen, — Zustimmung hab' ich freilich nicht ge-  
funden.“

„Ich hab's nicht anders erwartet. Sie werden warten,  
bis ihr „Recht“ ganz und gar zu Unrecht geworden ist. Dann  
wird man ihnen mit Gewalt und Aufruhr entreißen, was  
jetzt als Geschenk mit Dank empfangen worden wäre. Oh,  
Johann, bisweilen, wenn mein Geist entrückt ist, sehe ich  
Bilder, die —“

Er brach ab, denn rasche, leichte Schritte kamen über die  
Diele. Es klopfte, und Klaus trat ein.

„Gruß Euch, Oheim! Ach, und der Herr Pate!“ rief er  
glücklich. „Wie lange hab' ich den Herrn Paten nicht gesehen!“

„Wo kommst du her, Junge?“ fragte Paternostermaker. „Es  
ist doch Arbeitszeit.“

„Mein Herr schickte mich mit einer Botschaft zu Herrn  
Dietrich Paal in der Braunstraße und erlaubte mir selbst,  
zu Euch zu gehen, bis die Antwort ausgefertigt sei. Ich  
schwänze also nicht“, sagte er, sich unwillkürlich an Johann  
wendend. Er war jetzt sechzehn Jahre alt. Der Ausdruck  
seines feinen Gesichts war noch lebhafter, die freie Vornehm-  
heit seiner Haltung noch auffälliger geworden. Schon war's  
vorgekommen, daß Fremde ihn „Juncker“ angeredet hatten,  
Johann sah ihn zärtlich an.

„Was treibst du? Machst du Fortschritte?“

„Das hoff ich. Herr Jakob Rymann lobt mich. Ich möchte  
ja auch dem Herrn Paten Ehre machen. Ach, was verdank'  
ich Euch nicht alles!“ rief er ungestüm.

Man sah es ihm an, daß er Johann am liebsten um den  
Hals gefallen wäre. Johann lächelte. Wie wenig war, was  
er dem Jungen hatte schenken können, im Vergleich zu dem,  
was Gerwin und Hans tagtäglich in Empfang nahmen, ohne  
irgendwelches Aufhebens davon zu machen.

„Hast du noch einen Wunsch?“ fragte er. „Was möchtest  
du wohl? Ein neues Wams, ein Barett?“

Klaus wurde rot und sah zu Boden. „Da der Herr Pate  
so gütig ist — ich möchte schon was, aber es ist was Großes.“

„So? Dann heraus damit! Was soll ich?“

„Mich auf seiner Rogge mitnehmen, wenn der Herr Pate  
in den Krieg gegen die Dänen geht.“

„Was?“ fuhr Johann auf.

„Ich dacht' mir wohl, daß es zu kühn sei. Nun seid Ihr  
böse“, sagte Klaus betrübt.

(Fortsetzung folgt).



# Die Pilgerin.

Eine Novelle aus Rußlands Vorkriegsjahren

Von Alexey Woljanin.

(Ins Deutsche übertragen vom Verfasser.)

Nachdruck verboten

Ein froher sonniger Lenz rief ins Freie.

Dort lag der smaragdene Teppich der Wintersaaten; die ersten Blumen steckten ihre Köpfe aus dem hellen Grün des frischen jungen Grasses, das den abgenutzten staubigen Teppich des vorjährigen Rasens durchbrach. Am Rande des Waldes standen, wie in grünlichem Nebel die Birken, vom Reiz der neuen Blätter umwoben, und nur auf den Mooren lagen die rotbraunen Flächen der noch unbelaubten Sträucher. —

Die jubelnd erwachende Natur sang aus tausend Vogelkehlen, sang das Lied des Erwachens, des Lebens und — der Liebe — Das ferne Abendgeläut einer entlegenen Dorfkirche begleitete andächtig dieses Lied, und die untergehende Sonne blickte lächelnd auf all diese Frühlingspracht!

Ich ging, mein Gewehr auf der Schulter, längst der großen Landstraße — um den Balzplatz der Birnhöhe zu erreichen. Der Wald am Wege schien zu stöhnen von all dem verliebten Girren der Birken, und im klaren Himmel sah man die dunklen Flecken der zur Balz heransfliegenden Hähne.

Auf der Landstraße begegnete mir eine Pilgerin. Sie lag unter dem schweren Sad krümmend, den ihre Schultern trugen, den Kopf mit einem schwarzen Tuch umbunden, in Baststiefeln und einem hohen Stod in der Hand, kam sie mit müden langsamen Schritten mir entgegen. Als sie vor mir war, hob sie ihr altes durchsüchtes Gesicht und sah mich mit solch traurigen guten Augen an, daß ich unwillkürlich in die Tasche griff, und, eine dort in meiner Jagdjacke vergessene silberne Münze findend, sie ihr hinreichte.

Schweigend ließ sie sich plötzlich auf die Knie nieder und grüßte bis zur Erde. „Ach, Mütterchen, laß das sein — was machst du, nur den lieben Gott begrüßt man so, bemerkte ich und versuchte sie aufzurichten. „Ach, liebes Väterchen, Barin — Gott vergelt es dir und die heilige Gottesmutter,“ sagte sie, mühsam sich erhebend. „Müde bin ich, so müde — von weit komme ich her, und das letzte Brot ist mir ausgegangen,“ und sie rückte mit einer gewohnten Bewegung der Schultern den Sad auf ihrem Rücken zurecht. „Und von wo die Wallfahrt — Mütterchen?“ fragte ich.

„Aus den weiten Permischen Wäldern, Väterchen — ja, von so weit!“ (Die sich über Hunderte von Kilometern erstreckenden Permischen Wälder liegen im Gouvernement Perm, östlich von Finnland bis an die Uralberge. Vom Norden werden sie durch den nördlichen Ozean begrenzt. Eine der wildesten und weltverlorensten Eten des großen russischen Reiches.)

Schon den zweiten Monat pilgere ich, bin noch in der ersten Woche des großen Fastens losgegangen, hoffte zum heiligen Ostersfest schon bei dem heiligen Sergius zu sein — in seinem Kloster bei Moskau, aber Gott hat es nicht gewollt, so schwach, so schwach bin ich arme Sünderin!“ Und nach Atem ringend, stützte sie sich schwer auf ihren hohen Wanderstod. „Ja, Mütterchen, du hast es noch weit bis dahin, wohl an die 150 Werst! Jetzt in dieser Frühlingspracht ist es wohl leicht zu pilgern, aber im Winter — in dem Frost — da muß es wohl recht schwer gewesen sein?“

„Ach liebes Väterchen, besser sich nicht daran zu erinnern — schwer war es, so schwer, zumal wenn es stürmte und besonders gegen Abend. Immer im Walde ging ich, aber Gott stand mir bei! Böse Tiere und böse Menschen fürchtete ich, versuchte immer unterwegs mich an andere Pilger zu halten, aber — wo sollt ich! Paar Werst konnte ich noch mit ihnen gleichen Schritt halten, aber dann — keine Kraft mehr — ich blieb zurück — allein — — —

Schwer ist es, freiwillig so ein Kreuz zu tragen, — ich wallfahrte — um fremde Sünden abzubitten, aber es geht über meine Kräfte — und sie ließ ihren Sad zur Erde gleiten, setzte sich darauf, die Ellenbogen auf die Knie stützend und ihren alten grauen Kopf auf die müden zitternden Hände. Ich legte mein Gewehr zur Seite und setzte mich ihr gegenüber auf einen Stein. — „Du sagtest, Mütterchen, daß du fremde Sünden abzubitten gehst — warum bist du denn allein?“ Hättest du doch den, der gesündigt hat, mitgenommen, sagte ich, um sie ins Gespräch zu bringen.

Ich habe es gern mit diesen Pilgerinnen zu plaudern. So ein Abgrund menschlicher Dual, menschlicher Sünde offenbart sich manchmal in ihren einfachen anspruchlosen Worten, so viel Leid, so eine tiefe schmerzliche Trauer tragen diese lindlich gläubigen Herzen in sich, daß tiefes, erschütterndes Mitleid einen ergreift und es einem Angst wird, Angst vor dem Menschen.

Und sie tragen ihren Kummer, ihre Sünden, manche auch fremde Sünden, dahin zu den vielen Wallfahrts-Stätten des heiligen Rußlands, mit einfachem flammenden Glauben an die Fürsprache der Heiligen, an ihre Hilfe vor dem Throne des Allmächtigen.

„Ach Väterchen, er ist nicht schuld daran . . . und wie sollte er mitkommen — er sitzt ja an der Kette — mein Sohn,“ ant-

wortete sie mit dumpfer Stimme und wischte eine Träne aus ihren guten müden Augen. „An der Kette?“ fragte ich erstaunt. „Ja, an der Kette — er ist irrsinnig — der „Mir“ (Dorf-gemeinde) hat ihn angeketet. Und dank dem Mir dafür, sonst hätte er noch mehr Schreckliches vollbracht, so daß ich bis mein Lebtag Ende seine Sünden nicht hätte abbitten können.

„Ist er schon lange krank, dein Sohn?“ „Ja, noch vor einem Jahre verheiratete ich ihn, mir zur Angst und ihm zu Leide. Gesund war er nüchtern, der beste Arbeiter im Dorf, und ein ehrerbietiger Sohn. In der Kirche sang er, und ich hatte meine Freude an ihm.

Aber alles liegt in Gotteshand.

In diesem Winter, kurz nach Neujahr, fällt er mit anderen Bauern Bäume im Walde. Und geriet, als eine alte mächtige Kiefer zu Boden stürzte, unter die oberen Zweige. Besinnungslos schafften die Bauern ihn zu mir. Drei Tage lag er nicht zur Besinnung, wie ein Toter lag er da auf dem Ofen und ganz blau im Gesicht. Bis in die großen Osterfasten war er krank, dann erholte er sich und wurde wieder ganz gesund.

Ich war glücklich. Dann feierten wir im vorigen Frühjahr Hochzeit mit der Darja. Längst war die Sache zwischen ihnen entschieden. Und wir begannen, wie es schien, ein gutes ruhiges Leben. Sie war ihm, die Darja, eine gute häusliche Frau, eine ausgezeichnete gewandte Arbeiterin — und mein Zwan liebte sie von ganzem Herzen.

Nun, so lebten wir. Aber so gegen Peter und Paul singen wir an zu bemerken, daß manchmal was Seltsames über ihn kam. Er wurde plötzlich ganz grundlos traurig, so traurig — und klagte über heftige Kopfschmerzen. Zur Darja wurde er plötzlich auch ganz grundlos eifersüchtig. O Gott im Himmel, die Darja sah nur ihn, ihr Zwan war ihr das Teuerste im Leben. Zudem trug sie ein Kind von ihm unter dem Herzen. Wir luzierten an ihm herum, führten ihn zu einem Wunderdoktor, der gab ihm irgend eine Wurzel, in Wasser aufgekocht, zu trinken. Er trank, aber der liebe Gott hatte es wohl anders entschieden.

Die Bauern mähien es war heiß. Ich war zu Hause geblieben, die Darja war mitgegangen, das Heu mit den anderen Weibern zu wenden. Wahrscheinlich brannte die Sonne ihn, meinem Zwan, zu heiß auf den Kopf, aber auf einmal höre ich, Leute rennen auf die Straße, in hellen Haufen und allen voran, die Darja. Das Hemd zerrissen, ganz mit Blut bespritzt. O Gott! Heilige Mutter Gottes, was ist geschehen? Sie stürzt in den Hof, wo sie in der Mitte zusammenbricht und schreit: „Er hat mich mit der Sense töten wollen — es gelang den Bauern, mich zu retten . . . Du liebst mich nicht, schrie er; siehst andere an — laßt den Männern ins Gesicht — du Ehebrecherin!“

Und hier brachte man ihn, mit gefesselten Händen. Ich erkannte ihn gar nicht, so schrecklich sah er aus, wie ein toller Wolf, mit rollenden Augen, Schaum vor dem Munde. „Wo, wo ist sie, schlagt sie tot!“ schreit er und versucht vergeblich, sich aus den Fesseln zu reißen. Wir gossen ihm einige Eimer kalten Brunnenwassers über den Kopf, gaben ihm heiliges Wasser zu trinken, betteten ihn auf Heu in einer Scheune, und zur Nacht kam er zu sich, beruhigte sich. „Ich weiß nicht, was mit mir geschah, alles brannte mir so im Kopf,“ sagte er und bat Darja weinend um Vergebung.

Ja, die Sonnenglut. Und die Kieferzweige damals im Winter . . . Wir pflanzten aber seitdem sehr auf ihn auf, aber er wurde wieder ganz wohl und pflügte und mähte wie ein Gesunder. Wir atmeten auf.

So gegen den Dienstag wurde er aber wieder unruhig und traurig. „Ich will weg von hier — ich gehe in die Stadt,“ meinte er. Wir flehten ihn auf den Knie an, es nicht zu tun, aber er beharrte auf seinem Entschluß, machte sich reisefertig und verließ uns eine Woche darauf.

Die Darja war selbst aus lauter Verzweiflung wie verrückt. „Ach, verlasse mich nicht,“ schrie und jammerte sie und küßte weinend seine Füße. „Laß mich, ich ertrage es nicht mehr, ich sterbe hier,“ so sprach er. So gegen Morgengrauen war er weggegangen, wollte ein größeres Dorf bis zur Nacht erreichen und von dort seine Reise nach der Stadt Perm fortsetzen. Wir gaben ihm das Geleit. Mit Mühe brachte ich dann Darja nach Hause. Den ganzen Tag weinte sie. „Erbarme dich doch, denke an das Kind, das du von ihm unter dem Herzen trägst,“ sagte ich, mir aber selber flossen die Tränen wie Wasser aus den Augen.

Es wurde Nacht. Ich legte Darja zu Bett, selber aber kroch ich auf den Ofen. Ich zündete die Ampel vor den Gottesbildern an und ein Kirchenlicht, vom großen Donnerstag in der heiligen Osterwoche, ihm zur Hilfe auf den weiten schweren Weg.

Ich liege schlaflos; es war drückend heiß und stockdunkel. Auf einmal höre ich, es geht jemand mit leisen Schritten schleichend über den Hof. Wer kann es wohl sein, denke ich — und plötzlich wird an der Tür gerüttelt. Ich erschrak — die Darja schlief, müde wie sie war, vom Weinen. Wieder wird an der Tür gerüttelt, immer härter. „Wer ist da?“ fragte ich und ätzte vor



Angst wie Spentaub. „Nah mich herein,“ schreit eine wütende, wie fremd klingende Stimme. O Gott, o Gott — Zwans Stimme! „Nah auf,“ schreit er — „gib sie her“ — die Treulose — ich schlüge sie tot. Ihr dachtet, ich sei fort — mach auf, mach auf und hämmert aus allen Kräften auf die Tür ein, so daß sie beinahe aus den Angeln flog. Darja erwacht, springt kreidebleich aus dem Bett und stöhnt: „Ach, mein Ende ist gekommen, er schlägt mich tot,“ und sie zittert so, daß ihre Beine sie nicht mehr halten wollen und sie zu Boden sinkt. Und er wollte die Tür aufbrechen und brüllte mit schrecklicher Stimme in der Nacht. „Lauf, lauf, verberge dich in der Scheune, ich werde ihm begegnen, beruhigen.“ Und die Hände zittern mir, und die Stimme bricht.

Darja lief weg. Ich fing an, ihn zu beruhigen — i, wo! — endlich nach einiger Zeit machte ich auf. Er stürzte herein. „Wo ist Darja, wo?“ schreit er und sieht auf einmal das leere Bett. „Wo ist meine Frau, wo ist die Darja?“ brüllt er auf, wie ein wildes Tier. „Zum Liebhaber? Du Alte hast sie verkauft, du nimmst Geld für meine Frau, wo ist sie, — wo — wo?“ und er springt zum Ofen und ergreift die Art.

„Gott hat dich verlassen,“ schrie ich auf, „siehe, das Bett ist noch warm. Hier lag sie, hat sich vor dir erschreckt, du wildes Tier. Du, Wanja, Wanja, höre auf Gott — du bist nicht bei Troste begehe keine Sünde . . . Er aber springt zur Tür, stürzt hinaus auf den Hof, und dort, dort ertönt ihr gellender Schrei. O Gott, verzeih' ihm, heiliger Sergius, erbarme dich seiner, du Mutter Gottes. Ich stürzte auch hinaus, lief zu den Nachbarn, schrie um Hilfe. Leute kamen gelaufen, mit Mühe konnte man ihn zu Boden ringeln. Drei Männer verwundete er mit seiner Art.

Dann fesselte man ihn und kettete ihn an. So sitzt er heute noch an der Kette und stürzt sich wie ein wildes Tier auf alle, die ihm nahe kommen.

Und sie — sie haben wir beerdigt, die arme Darja . . . Tränen erstikten ihre Stimme.

Ich ging nicht auf die Balz, brachte das alte Mütterchen zu mir nach Hause und sie verlebte einige Tage bei mir. Sich ausruhend und neue Kräfte sammelnd, um sich dann wieder auf den weiten Weg ihrer Wallfahrt zu begeben und auf der großen breiten Landstraße dahin zu pilgern, wo in der grünen Frühlingsferne zwischen Wäldern und Feldern die goldenen Kuppeln des Klosters glänzen, in dem die Gebeine des Heiligen zur ewigen Ruhe bestattet sind.

## Parlamentsstilblüten aus der Bismarckzeit.

**Bernunft, Geduld und „Kohl“ bei den Deutschen:**

Meine Herren, irgendetwas geistvoller Mann hat einmal gesagt, die verständigen Leute in Deutschland seien sehr verständig, aber die Dummheit in Deutschland sei auch sehr dumm. Abg. Dr. Behrenspennig, 17. April 1871.

Was so eine richtige deutsche Geduld ist, die wird überhaupt nicht leicht erschöpft. Abg. Payer, 25. November 1885.

Die Bernunft als solche ist kein als verfassungsmäßig anerkannter Faktor. Staatsminister Dr. v. Bötticher.

Aber, das kann ich sagen: aus der gesamten Lektüre, die ich gepflogen habe, habe ich die Ueberzeugung nicht gewinnen können, daß wir in der Produktion von Kohl hinter anderen Nationen zurückstehen. Abg. Dr. Meyer, 17. März 1885.

**Vom Trinken.**

Es wird bei uns Deutschen mit wenig anderem so viel Zeit totgeschlagen wie mit dem Biertrinken.

Fürst Bismarck, 28. März 1881.

Wollen Sie der leidenden deutschen Spiritusindustrie helfen, so trinken Sie Grog, und wollen Sie der leidenden Zuckerindustrie helfen, so trinken Sie nochmals Grog, und soll beiden Industrien geholfen werden, so muß der Grog das Nationalgetränk der Deutschen werden. Abg. Broemel, 17. April 1885.

Denken Sie sich einmal, daß die Staatsprüfungen abgeschafft würden! Dann gingen doch, nachdem jeder Sporn für die Herren Studiosen wegfiel, die jungen Herren aus der Kneipe überhaupt nicht mehr heraus! Abg. Pickner, 12. Dezember 1888.

Gewöhnlich ist der Zustand der Trunkenheit ein unverschuldeter; er beruht auf einer besonderen Stimmung, auf Ueberhöhung der eigenen Kraft, er kann sogar in dem Gefühl eines sehr anerkanntswerten Patriotismus wurzeln. Abg. Träger, 5. April 1881.

Ich habe einmal einen Offiziersburchen sagen hören: „Ja, wenn es den Herren mal passiert, dann heißt es: sie sind heiter gewesen; und trüft es unsereinen, dann heißt es: Das Schwein ist besoffen!“ Fürst Bismarck, 26. März 1886.

**Zölle und Steuern.**

Es wäre mir sehr interessant, den Nachweis dafür nur einigermaßen geführt zu sehen, in welcher Weise Viehzölle den Menschen am freien Denken hindern.

Abg. Schröder (Lippstadt), 23. Mai 1879.

Der Zucker ist in erster Linie dazu geschaffen und hergestellt, daß er gegessen wird, und nicht, daß er befeuert wird. Abg. Dr. Meier, 3. April 1886.

Da sitzt jeder auf seinem eigenen Stühlchen; der eine verlangt die geschützte Baumwolle, der andere das geschützte Eisen, der Dritte die geschützten nationalen Gebisse; — ich habe — erst neulich davon mit einem sehr begeisterten patriotischen Zahnarzt gesprochen.

Abg. Heinrich v. Treitschke, 21. April 1877.

**Soziales:**

Sie werden mir wohl zugeben, daß, wenn ein Arbeiter infolge Verletzung nach 14 Tagen stirbt, er dies nicht aus Simulation tut. Abg. Enjoldt, 1. Juni 1881.

Meine Herren, ich meine, wir hätten im Deutschen Reiche schon mehr als hinreichende Gelegenheit, eingesperrt zu werden.

Abg. Dr. Reichenperger, 6. März 1874.

Der Herr Vorredner hat auch angeführt, wieviel Leute in Deutschland verurteilt werden. Es werden fast soviele Leute verurteilt, als überhaupt da sind. Abg. Dr. Böckel, 30. Januar 1891.

Ganz hinten an der Grenze, da ist ein tiefer Graben, der durch ein Dorf hindurchfließt; über dem Graben ist eine Brücke, die hatte kein Geländer, und als eine schönen Tages aus Gleiwitz eine Marktfuhre nach Hause fuhr, da stürzte der Wagen mitsamt einer Frau, die darauf saß, hinunter in den Graben, und die Frau brach das Genick. Da wurde beschlossen, ein Geländer zu bauen — aber nur auf der Seite, wo die Frau heruntergefallen war.

Abg. v. Schalscha, 9. Mai 1883.

**Zur Frauenfrage:**

Man muß sich erinnern, daß das Volk geschlechtslos ist, d. h., daß alle verschiedenen Geschlechter im Volke vorhanden sind, und daß die deutsche Frau an jeden deutschen Abgeordneten genau dasselbe Recht hat, wie der deutsche Mann.

Abg. Träger, 18. März 1892.

## Aus unserem Karitätenkasten.

850.

Das Gehör ist das einzige Organ, das bei einem neugeborenen Kinde nicht in Tätigkeit ist, sondern erst vom dritten oder vierten Tage an zu arbeiten beginnt.

851.

Außer in Rom standen in keiner Stadt Italiens im Altertum Soldaten.

852.

Die Chinesen stellen sich den Teufel weiß vor.

853.

Anschlagssäulen für Vergnügungsanzeigen und Kellamzwecke gab es schon in Herculanium, und zwar waren die Klafate mit Gummiarabikum angeklebt.

854.

Eine einzige Dattelpalme kann 600 Pfund Frucht hervorbringen.

855.

Das Schekel- und Girwesen bestand bereits im Altertum, ja Wechsel wurden bereits bei den Babyloniern verwandt. Ebenso ist die Hypothek eine bereits im 6. vorchristlichen Jahrhundert bestehende Einrichtung.

856.

In Paris gibt es 140 weibliche Rechtsanwältinnen.

857.

Das preußische Justizkollegium erließ im Jahre 1709 eine Verordnung, laut welcher Galgen erbaut werden mußten, um diejenigen im Sarge daran zu hängen, die während der Pest gestorben seien, ohne Arznei eingenommen zu haben.

858.

In japanischen Kinos werden vielfach zwanzig verschiedene Filme an einem Tage gespielt.

859.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts unterlagte Papst Honorius III. aus Mißachtung des ärztlichen Standes allen Geistlichen die Ausübung der Heilkunde.

## Fröhliche Ecke.

Was ist paradox? Wenn ein Spitz sich mopst, wenn ein Mops sich spitzt! — Wenn ein Aktionär sich am Eispalast die Finger verbrennt! — Wenn ein Minister des Inneren sich äußert! — Wenn man einen Rechtsanwält fragt: „Wie geht es Ihnen?“ und er sagt: „Danke, ich kann nicht klagen!“ — Wenn man verlangt, daß ein Stehkragen sitzen soll! — Wenn ein Zugführer keinen Zug vertragen kann! — Wenn ein Goethe-Denkmal durch die Bäume schillert. — Wenn man einen Betrunkenen nicht für voll ansieht! — Wenn ein zurückgelassener Ehemann mitgenommen aussieht! — Wenn eine Dame sich ermannt! — Wenn ein Schornsteinfeger etwas weiß machen will oder ein Neger sich schwarz ärgert!